Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 1. September 1835.

105

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey A. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Lisinka.

(Novelle.)

„Lebe wohl, mein treuer, mein einziger Freund," rief Emil Dorville, ein junger französischer Officier, während Thränen seine dunklen Augen füllten. „Ich überlasse dir mein höchstes Kleinod," fuhr er fort, „du wirst meine geliebte Rosalie schützen, wenn ich ferne bin, wirst mir ihr schönes Herz bewahren, wirst sie, wenn ich glücklich wiederkehre, in meine Arme führen, oder, wenn ich fallen sollte, ihr Freund, ihr Tröster seyn!"

„Mein Wort darauf!" entgegnete François Delcourt mit kaum verhehlter Rührung, „ziehe nur immer hin auf die Bahn der Ehre, bringe nur immer neue Lorbeern in die Heimat zurück, die Liebe soll dem Sieger dann die Myrthenkrone reichen, soll ihm der schönste Lohn für Opfer und Gefahren seyn."

„Dem Sieger?" wiederholte Emil sinnend, und fügte dann nach einer kleinen Pause lebhaft hinzu, „mir ahnet nichts Gutes von diesem Feldzuge — ich sehe Rußlands öde Steppen schon im Geiste vor mir liegen, sie gähnen mich an wie ein offenes Grab, das unermeßliche Reich des Selbstherrschers wird sich aufthun, um uns zu verschlingen, wir werden vergebens die sieggewohnten Waffen erheben und — doch genug," unterbrach er sich selbst, „die Zukunft wird entscheiden, mir ziemt es nicht ihren Schleyer mit voreiliger Hand zu lüften und die trüben Bilder meiner Phantasie früher, als es ohnehin geschehen wird, in das Daseyn zu rufen."

„Woher diese finsteren Ahnungen?" fragte François verwundert, „so sah ich dich noch nie!"

„Laß das!" entgegnete Emil ernster als zuvor, „es gibt ja wohl zuweilen Augenblicke im menschlichen Leben, wo die innere Stimme lauter als gewöhnlich zu uns spricht. Gelobe mir dafür über Rosalien zu wachen, denn wenn ich auch das Wort ihres Vormunds, sie dereinst die Meine nennen zu dürfen, besitze, so kenne ich doch diesen Dumenil zu gut, um nicht zu wissen, daß er eben so charakterlos als gewinnsüchtig ist und über einem Vor-

theil, den ihm die Gegenwart gewährt, gar leicht vergessen könnte, was er dem Entfernten versprach."

„Du kennst meine Treue, deßhalb sey ruhig," fiel François lebhaft ein, „ich schwöre dir —" er wollte fortfahren, aber in diesem Augenblicke hörte man Trommelgewirbel auf der Straße, das Signal zum Abmarsch der Krieger war gegeben, von allen Seiten eilten sie herbey, sich in ihre Reihen zu stellen; auch Emil riß sich aus den Armen des Freundes und flog an seinen Posten; bald tönte das gewichtige Commandowort, das Hunderttausende in Bewegung setzen sollte, und dahin zogen die muthigen Schaaren, nicht ahnend, daß auf den ungeheuren Schneegefilden Rußlands der Lorbeer erstarren werde, den sie ewig unverwelklich glaubten. —

Emil Dorville war der einzige Sohn eines ziemlich begüterten Edelmannes aus der Provence; schon als Knabe äußerte er die Neigung Soldat zu werden, und da auch sein Vater kein höheres Verdienst kannte, als unter Frankreichs Fahnen zu dienen, so brachte er den Sohn nach Paris, um ihn daselbst für seinen künftigen Stand gründlich ausbilden zu lassen. Kaum achtzehn Jahre alt, machte Emil schon mehrere Feldzüge mit, erwarb sich sowohl durch seine Kenntnisse, als durch die ausgezeichnete Tapferkeit, welche er bey allen Gelegenheiten bewies, die Gunst seiner Vorgesetzten und kehrte voll erneuerter Begeisterung für seinen Beruf nach Paris zurück, woselbst er jedoch seinen alten Vater schwer erkrankt fand, der auch nach wenig Wochen in den Armen des geliebten, ruhmgekrönten Sohnes verschied. — Emils Schmerz über den Verlust des edlen Greises war tief und anhaltend; er besaß zwar die ganze Lebhaftigkeit, das reizbare, leicht bewegliche Gemüth seiner Nation, allein er verband auch damit einen so seltenen Ernst, eine solche Stärke und Innigkeit der Empfindung, daß man ihn deßhalb nur um so höher achten mußte, weil man gewiß seyn durfte, daß sein Wort ihm heilig, seine einmal geschenkte Freundschaft unwandelbar sey.

Eines Abends konnte Emil dem gutmüthigen Eifer mehrerer seiner Cameraden, die ihn mit Gewalt zu zerstreuen versuchten, nicht länger ausweichen, er mußte es sich daher gefallen lassen, daß sie ihn in ein sehr besuchtes Kaffehhaus führten, ja später sogar in ihn drangen, das etwas entlegene Spielzimmer daselbst zu besuchen, was er ihnen zwar endlich auch versprach, jedoch nur unter der einzigen Bedingung, daß er selbst keine Karte berühren dürfe; man gestand ihm das zu, und so sah er sich denn zum ersten Male in seinem Leben an einen Ort versetzt, der für so Viele schon ein Abgrund des Verderbens geworden war. Da das Spiel selbst seine Theilnahme nicht zu gewinnen vermochte, so beobachtete er mit um so größerer Ruhe die Gesichter der Anwesenden, welche die Empfindungen mehr oder minder deutlich aussprachen, von denen sie bestürmt waren. Unter allen den Verblendeten, die hier Glück, Ruhe, Ehre und Gewissen einem falschen Götzen opferten, zogen jedoch zwey Personen Emils ganze Aufmerksamkeit so sehr auf sich, daß er bald nur mit ihnen allein beschäftigt war und jede ihrer Bewegungen von nun an mit rastlosem Eifer verfolgte.

Der Eine dieser Beyden mochte ein Mann von ungefähr acht und zwanzig Jahren seyn; die Züge des bleichen, eingefallenen Antlitzes verriethen den hohen Grad von gewaltsamer, alle Nerven erregenden Spannung, in welcher der Unglückliche sich befand; weit aus ihren Höhlen hervorgetreten, folgten

die stieren, glanzlosen Augen gierig den Goldhaufen, welche wie Ebbe und Flut bald dem aufgehäuften Schatz des Banquiers zuflossen, bald von diesem den Gewinnenden hingeschoben wurden; das dünne, schwarze Haar hing wild um die tiefgefurchte Stirne, auf welcher große Schweißtropfen standen; kein Geld, wohl aber eine zerknitterte Karte lag vor ihm auf dem Tische, mit der er zuweilen fast gedankenlos spielte.

Der Andere jener Beyden, die Emils Theilnahme fesselten, mochte ein kaum siebzehn- bis achtzehnjähriger Jüngling seyn, der etwas entfernt von dem Tische stehend, nur als Zuschauer hier verweilte, jedoch keinen seiner brennenden Blicke von dem bleichen Spieler abwandte, dessen leiseste Bewegungen er mit der ängstlichsten Sorgfalt zu verfolgen schien. Die Vorsicht, mit der er sich übrigens den Augen des von ihm Beobachteten zu entziehen suchte, die Schüchternheit, welche über sein ganzes Wesen verbreitet war, vor Allem aber die Thränen, die in seinen Augen standen und die er trotz aller angewandten Mühe nicht zu unterdrücken vermochte, bewiesen Emil, daß der Jüngling jenen Unglücklichen kennen, ja noch mehr, daß er ihm näher angehören müsse, und vielleicht nur hieher gekommen sey, ihn von irgend einer That abzuhalten, die Verzweiflung und Lebensüberdruß als letzten Ausweg erlaubt finden.

Inzwischen hatte eine neue Taille begonnen; das Glück schien heute einen jungen Engländer besonders zu begünstigen, er gewann die meisten Sätze, vor Allem aber war es die Coeurdame, die stets zu seinem Vortheile umschlug; diese Karte von Neuem mit einer bedeutenden Summe besetzend, bot er dem Banquier eine Wette an, daß sie gewinnen werde, und war eben im Begriffe, die Höhe derselben zu bestimmen, als der bleiche Spieler heftig aufsprang, eine große goldene Schaumünze aus der Brusttasche seines Überrockes zog, sie auf den Tisch warf und die verhängnißvolle Coeurdame damit zu besetzen begehrte.

In dem nemlichen Augenblicke hörten die Anwesenden einen lauten durchdringenden Schrey; derselbe Jüngling, welcher sich bisher so schüchtern verborgen hatte, stürzte jetzt mit wilder Hastigkeit hervor, faßte den ausgestreckten Arm des Mannes und rief in halberstickten, herzzerreißenden Tönen: „Halt ein, Unglücklicher! was willst du thun? Sieh, du hast mir alles geraubt, hast mich ärmer gemacht als eine Bettlerinn, unser ganzes Vermögen ging an diesem schrecklichen Orte verloren, dennoch kam keine Klage, kein Vorwurf über meine Lippen, nur dieß einzige Andenken einer besseren, glücklicheren Zeit, das Vermächtniß meines sterbenden Vaters, auf dem sein letzter Segen ruht, darfst du mir nicht entreißen! nein André! nein, mein Gemahl, so grausam wirst, so grausam kannst du nicht gegen mich seyn!“

Es war natürlich, daß diese Scene eine bedeutende, wenn auch sehr verschiedene Wirkung auf die hier gegenwärtigen Personen machen mußte; das Überraschende derselben erhöhte den Eindruck, den sie hervorbrachte, der Gemahl der Unglücklichen schien wie vom Blitz getroffen, er stand beynahe unbeweglich in ihren ihn fest umschlingenden Armen; lautlos starrten die Übrigen nach der sonderbaren Gruppe hin; ungewiß, ob er lachen oder fluchen sollte, runzelte der Engländer die Stirn, der Banquier aber, den die Störung des Spieles im höchsten Grade erbittert hatte, erlaubte sich einige so beleidigende, ja fast pöbelhafte Äußerungen gegen die junge Frau, er sprach

so laut vom Hinauswerfen armseliger Bettler, daß Emil, seiner tiefen Empörung nicht länger Meister bleibend, mit Eifer erklärte: er werde die Dame gegen jede Beleidigung zu schützen und den Beleidiger auf das nachdrücklichste zu bestrafen wissen.

Demungeachtet würde es vielleicht noch zu sehr ärgerlichen Auftritten gekommen seyn, wenn nicht ein junger Mann, der bisher ebenfalls nur Zuschauer gewesen war, sich den beyden Gegenständen des Streites genähert hätte; er nahm den noch immer bewußtlosen Mann am Arm, winkte Emil der Dame den seinigen zu reichen, versicherte ruhig, daß sein Wagen unten vor der Thüre warte, und daß er sich glücklich schätze, sie so schnell als möglich dieser unangenehmen Lage zu entziehen, und schritt dann, von Emil begleitet, mit seinen Schützlingen so unbefangen durch das Zimmer, daß Niemand ihn aufzuhalten, oder auch nur die leiseste Bemerkung über sein Verfahren zu machen wagte.

Man war an der Wohnung des unglücklichen Paares angekommen; Emil und sein Gefährte, der ihm schon während des Weges seinen Namen, François Delcourt, genannt hatte, glaubten ihr gutes Werk nicht halb thun zu dürfen, sie stiegen daher ebenfalls aus, baten um Erlaubniß den beyden Gatten auf ihre Zimmer zu folgen, und betheuerten, daselbst angelangt, mit dem edelsten Eifer, daß sie gerne bereit wären, den Zufall, der sie heute zusammengeführt, für einen Wink des Himmels zu halten, und deßhalb alles thun würden, um ihren neuen Bekannten auch ferner nach Kräften nützlich zu seyn.

Die Geschichte, welche sie jetzt aus dem Munde des tief zerknirschten Mannes, der sich endlich von seiner Betäubung erholt hatte, erfuhren, war eine ganz gewöhnliche. Durch die Revolution reich geworden, glaubten die Eltern des jungen André Renaud, so hieß der Erzähler, ihren einzigen Sohn mit allen Studien verschonen zu dürfen, die seinen Geist anstrengen, oder seinen Körper ermüden möchten, er erhielt daher kaum von den alltäglichsten Dingen einige oberflächliche Kenntnisse, brachte, als er zum Jüngling gereift war, seine Zeit mit jungen Müßiggängern zu — verliebte sich später in die Tochter eines alten, pensionirten Kriegers, der die Verbindung mit dem reichen Renaud für das größte Glück seines Kindes hielt, und lebte mehrere Jahre in einer ziemlich zufriedenen Ehe, da die seltenen Reize der jungen Gattinn, verbunden mit einer Fülle von Witz und Frohsinn, den Wüstling zu fesseln und mindestens eine Zeitlang von den gewohnten Ausschweifungen abzuhalten wußten.

Der kurz auf einander folgende Tod ihrer beyderseitigen Eltern gebar Jeannettens Unglück! Ihr Gemahl, nicht gewohnt einen Schmerz zu ertragen oder nur eine trübe Miene um sich zu dulden, fing an das Haus der Trauer zu meiden; die Thränen, welche seine Gattinn den theuern Abgeschiedenen nachweinte, waren ihm lästig; das Bedauern bekannter oder befreundeter Menschen, die ihn zu besuchen kamen, fiel ihm unerträglich; er wollte heiter seyn, wollte Leben und Lust um sich verbreitet wissen, daher suchte er seine früheren bis jetzt vernachlässigten Gefährten wieder auf, ward mit offenen Armen von ihnen empfangen und stürzte sich bald wieder in den Strudel jener betäubenden Genüsse, dem nur die Liebe ihn auf kurze Zeit zu entreißen fähig gewesen war.

Jeannette gewahrte die veränderte Lebensweise ihres Gemahls nur allzubald! Allein alle ihre Bitten und Vorstellungen vermochten nicht ihn von seinen Ausschweifungen zurückzuhalten; die fürchterliche, erst neu in ihm erwachte Leidenschaft des Spieles machte ihn taub gegen die Warnungen seiner Freunde, fühllos gegen das Flehen Jeannettens; der grüne Tisch war jetzt seine Welt, das Klingen des Goldes die einzige ihm lieblich tönende Melodie, der Anblick der Karten seine höchste irdische Seligkeit, er konnte die Nacht kaum erwarten, weil sie ihm die heißersehnten Freuden brachte, und er betäubte sich bey Tage im Kreise seiner Gefährten durch berauschende Getränke, um den weinenden Augen seiner unglücklichen Gattinn und den Vorwürfen seines Gewissens zu entgehen. Es war leicht vorauszusehen, daß sein ansehnliches Vermögen durch diese Lebensweise gänzlich zerrüttet werden mußte; dennoch konnte selbst der Mangel, der sich nach und nach immer drückender zeigte, den Verblendeten nicht von dem Abgrunde zurückreißen, dem er unaufhaltsam entgegeneilte.

Längst hatte er Alles, was die arme Jeannette Werthvolles besaß, seiner unersättlichen Leidenschaft geopfert, längst waren alle Andenken einer besseren glücklicheren Zeit, womit er selber sie einst schmückte, dahin; nur eine goldene Medaille, die ihrem Vater über Alles theuer war, weil er sie auf dem Schlachtfelde von einem feindlichen Officier, dem er das Leben gerettet hatte, erhielt, und die er seiner Tochter sterbend als ein heiliges unveräußerliches Kleinod überreichte, war der Raubgier ihres unwürdigen Gemahls bis jetzt entgangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Meine Lieb.

Als der Frühling vergangen war,
Bleichte mein braunes, lockiges Haar,
Sie senkten hinab
In das tiefe Grab
Meine Lieb! —

War noch so jung und morgenschön,
Frisch, wie die Blüthe im Frühlingsweh'n;
Da bleichte zur Nacht
Mit der Blüthen Pracht
Meine Lieb! —

Über des Grabes grünem Kleid
Duften die blühenden Rosen weit,
Und hüllen nun ein
Mit Duft und mit Schein
Meine Lieb! —

Aber wenn Alles abgeblüht,
Durch schwanke Blätter der Herbstwind zieht,
Dann komm' ich hinab
Zu dir in das Grab,
Meine Lieb! —

H. Kleike.

Gemälde aus Indien.

II. Die Pagoden.

In der Nähe von Mohabalipuram, d. h. die Stadt des großen Bali, der eine so große Rolle in der Mythengeschichte der Hindu's spielt, befinden sich die Ruinen eines indischen Tempels, den die Gewalt der Seestürme seit längerer Zeit zerstört hat. Die Alterthumsforscher haben sich viel damit zu schaffen gemacht, um die Epoche, wo dieser und die benachbarten Tempel entstanden, festzusetzen. Ihre Bauart hat durchaus keine Ähnlichkeit mit der Architektur der übrigen indischen Denkmäler. Einige behaupten, vormals habe eine egyptische Colonie diese Ufer bewohnt. Andern Gelehrten zu Folge haben die Hindu's früher als die Egyptier eine regelmäßige kolossale Architektur gehabt. Der Hauptcharakter der sogenannten sieben Pagoden ist ein Gemisch des einfachen und des geschmückten Styles, welcher einen höchst merkwürdigen Effect hervorbringt. Überall sind Bildwerke von der feinsten zierlichsten Arbeit mit Verschwendung angebracht. Noch interessantere Denkmale sind die eine Viertelmeile vom Ufer bey Mohabalipuram befindlichen Felsen mit wunderbarer Sculptur. Diese Basreliefs, welche den Stempel des Genius tragen, geben wichtige Nachweisungen über die älteren Costüme von Hindostan. So ist die Kleidung der Frauen gerade so abgebildet, wie man sie noch heut zu Tage an der Küste von Malabar findet, wo die schönen Indianerinnen ihre herrlichen Formen, so rein, so vollendet, wie die schönsten Modelle der Antike, bis zum Gürtel enthüllen. Auch die Turbane, welche die Männer tragen, sind den heutigen ziemlich ähnlich. Diese Zierrathen, die Ohrringe der Frauen sind so wie die Ringe, womit sie Kopf und Füße schmücken, Beweise des hohen Alterthums der bey den heutigen Hindu's noch gebräuchlichen Tracht. In einer Höhlung dieser berühmten Felsen sieht man ein Kunstwerk, welches Durga auf einem Löwen reitend und gegen Mahishasur kämpfend darstellt. Es ist ein Symbol des Kampfes der Tugend und des Lasters und kann den Hervorbringungen des Mittelalters bis zum siebzehnten Jahrhundert an die Seite gesetzt werden. Der größte dieser ausgehauenen Felsen hat 90—100 Fuß Länge und ungefähr 30 Fuß Höhe. Auf seiner Oberfläche sind Basreliefs, mehrere bizarre Scenen aus der indischen Mythe vorstellend, mit kühnem Meißel gehauen. Die vielfachen Abbildungen, die man davon hat, sind unrichtig. Zwey Elephanten fallen besonders in diesem kolossalen Tableau auf. Der größte ist 70 Fuß 2 Zoll lang, der andere etwas kleiner, ein Weibchen, steht mehr nach hinten. Zwischen ihren Beinen sieht man einige Junge, die mit einander spielen. Man kann die natürlichen, leichten, lebendigen Stellungen, die richtige Zeichnung dieser riesenhaften Gruppe nicht ohne Staunen betrachten, es ist ein in seiner Art unvergleichliches Kunstproduct. Überall, wo man heilige Stiere ausgehauen sieht, findet man stets die Spuren einer, zu einer hohen Stufe der Vollendung gestiegenen Kunst, zu einer Zeit, welche der europäischen Civilisation lange vorhergegangen.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Ende July 1835.

Umgegend von Paris.

Seitdem der Frühling seine lockenden Farben über die Natur gebreitet, seitdem der Sommer sein üppiges Füllhorn über diese Lande geöffnet, ist Jedermann, der da konnte, in seine Villa oder in eine der reizenden hiesigen Umgegenden gewandert, um die Stadt zu vergessen und die Wirbel des aufgeregten Lebens, um der Nachtigall zuzuhorchen und die Rosen zu pflegen. Montmorency, wo Rousseau starb, gehört zu den freundlichsten Gegenden um Paris, und der schöne Forst mit seinen Hügeln und Abhängen, Weinbergen und köstlichen Aussichten wird Sommers nach allen Richtungen von zarten Engländerinnen und eleganten Pariserinnen, von jungen Stutzern und ehrsamen Bürgersleuten karavanenartig durchzogen. Hier reitet Jedermann auf Eseln, selten auf Pferden umher, und das berühmte Exemplar Bileams hat nicht mehr Berühmtheit erlangt, als die im Dorfe Montmorency schaarenweise für die Besucher zu-

sammengetriebenen, gesattelten und gezäumten, aber zum Erbarmen abgemagerten Thiere. In Montmorency leben auch Sommers viele junge Dichter, die ihre Arbeiten hier vollenden; hier wurde ein Theil der Puritani von Bellini vollendet, hier erscheint auch oft mit ihrem Hofstaate die berühmte französische Schriftstellerinn, Mad. Dudevant, die unter dem Namen George Sand, Indiana, Valentine, Lelia, André, Malthea u. s. w. geschrieben, und jetzt nicht allein die erste französische, sondern vielleicht die erste jetztlebende Schriftstellerinn ist. Lady Morgan hat nie den poetischen Geist gehabt, den Mad. G. Sand in so reichem Maße besitzt. Mistreß Trolope ist nur eine unbedeutende Reisebeschreiberinn, Lady Esther Stanhope bloß eine originelle Erscheinung; in Deutschland sind einige geschickte Novellenschreiberinnen und Verskünstlerinnen, hier in Paris ist Mad. Tastu eines der lieblichsten, sentimentalsten Talente, Mad. Desbordes Walmore die Sängerinn der Frauenleiden, Mad. Melanie Waldor sehr beliebt, Mad. la duchesse d'Abrantes eine gute Memoirenerzählerinn u. s. w., aber nur Mad. G. Sand ist eine kolossale, zugleich anziehende und abstoßende Erscheinung, anziehend durch ihren himmlischen Farbenschmelz, durch ihre glühende Beredsamkeit, durch ihre tiefe Kenntniß des weiblichen Herzens, durch ihre originelle Zergliederung der geheimsten Regungen, abstoßend durch ihre blasirten, bacchantischen, alles läugnenden Grundsätze. Im Auslande sind diese Werke bis jetzt nur den Erwählten bekannt, hier in Frankreich, so wie in England, ist Mad. Sand die ächte Repräsentantinn einer zerrissenen Gesellschaft, ein Talent aus Gold und Schmutz, aus böhmischen Steinen und Diamanten zusammengesetzt.

In Montmorency werden viele Vaudevilles, Melodramen, politische Artikel und Musikstücke für den Winter bearbeitet, die Dichter, Schriftsteller, Componisten oder jungen Enthusiasten begegnen sich oft in den abgelegensten Theilen des Forstes, wie sie sich Winters in einem Salon der liebenswürdigen Gräfinn Merlin begegnen, der ersten französischen Salonsängerinn, von der Dlle. Sontag einst sagte: „Es ist ein Glück, daß Mad. Merlin nicht neben mir auf dem Theater singt."

Während in Montmorency die Pariser Welt eine Sommereinsiedeley sucht, locken die Parks von St. Cloud und von Versailles eine neugierige, lebenslustige Zuschauerschaft herbey. Wenn die Wasserkünste hier springen, wimmelt es von Fremden und Provinzialisten, Grisetten und schmachtenden Commis, die in St. Cloud auf die Laterne klettern und das reizende „Seine-Panorama" beschauen, dieses prachtvolle Exemplar der Schöpfung, die ungeheure französische Hauptstadt mit ihrem goldenen Dome der Invaliden und mit ihren gothischen Thürmen von Notre Dame. In Versailles schaffen jetzt Hammer und Kelle das alte Schloß zu einer reichen National-Bildergallerie um, die Statuen berühmter Helden erheben sich im Hofraume, die Zimmer Ludwig XIV. werden mit prunkenden Rahmen geschmückt und die Arabesken und Boiserien neu vergoldet und verziert. Einige Säle im untern Stockwerke, wo alle Bilder der französischen Marschälle, Helden, Schlachten, Seegefechte, Hauptgeschichtsmomente aufgestellt werden sollen, sind bereits beendet, das Ganze wird jedoch höchstens in anderthalb Jahren beendet seyn und hat bis jetzt schon eine Million gekostet, ohne die Bilder zu rechnen, womit acht Maler beauftragt sind, diese goldenen Hallen zu schmücken. Wenn man nun von der steifen Pracht von Versailles, von den beschnittenen Buchsbaumalleen und den marmornen mythologischen Gruppen zu dem eine Meile davon gelegenen St. Germain en Laye fährt, so findet man hier das alte Schloß, wo Ludwig der XIV. geboren wurde, auch mit Arbeitern angefüllt, um dort eine Militär-Sträflingsanstalt zu gründen, während die berühmte Terrasse von St. Germain (eine französische Meile lang) noch immer zu den schönsten Spaziergängen der Welt gehört. Die Aussicht von der Bastey in die sächsische Schweiz und die von der Brühl'schen Terrasse ist unstreitig schön, ich ziehe jedoch die Pariser Landschaft vor, welcher die Perspective auf die Häusermassen von Paris einen besondern Reiz verleihen. Wie ein silbernes Band auf grünem Sammet schlängelt sich die Seine durch die Ebene, und nach allen Seiten zu entdeckt man die reizendsten Örter, Landhäuser, Waldbüschel, Wiesenparthien, rechts auf der Höhe die romantischen römerartigen Wasserleitungen von Marly, welche Millionen Eimer Wasser in die Umgegend hinableiten, links der nackte Calvarienberg, üppige Weinberge, Schlösser und Kirchen, zierliche Brücken und lebendige Chausseen, wo die rothen Lanciers neben der besetzten Diligencen vorbeygaloppiren, wo die Landleute mit ihren Körben voll Früchten, Geflügel und Blumen in die Stadt ziehen, wo die hochaufgethürmten weißen Dome der Frachtwägen langsam dahinschleichen, während die stattlichen ungarischen Gespanne des Grafen Apponyi aus den Steinen der Chaussee Funken schlagen.

St. Germain ist der von den Engländern am meisten besuchte Ort, es ist aber jetzt still und öde in der alten Königsresidenz; desto mehr werden aber in dieser Jahreszeit die meublirten Sommerwohnungen gesucht, wo viele Familien, die in Regent-Street oder Piccadilly glänzende Hotels haben, mit einer mäßigen Zimmerreihe vorlieb nehmen und die milden Lüfte Frankreichs segnen, während die kleinen Kinder im Park spielen und sich an den balsamischen Düften der Waldblumen und Kräuter in einer gesunden, reinen Atmosphäre groß saugen.

(Der Schluß folgt.)

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Den 25. August neu in die Scene gesetzt: „Welcher ist der Bräutigam?" Lustspiel in vier Aufzügen von Johanna Weissenthurn, k. k. Hofschauspielerinn.

Die Wiederaufnahme guter, wenn auch seit Jahren liegen gebliebener Originalstücke ist für eine Bühne, welche nicht nöthig hat, dem Bedürfnisse des Augenblickes oder dem Zuge der Mode zu huldigen, die vernünftigste und zugleich dankenswertheste Maßregel; sie bewährt dadurch den eigenen Sinn für vaterländisches Kunststreben und räumt zugleich dem Publicum das billige Recht ein, in unbefangener Wahl zwischen dem Fremden und dem Einheimischen zu unterscheiden. Das heutige Stück gibt uns eine abermalige Gelegenheit, dieß Verfahren gebührend anzuerkennen; es ist, obwohl seiner interessanteren Namensschwester: „Welche ist die Braut" an Erfindung und Charakterzeichnung bey Weitem nachstehend, doch immer ein gutes, wirksames Lustspiel, das seinen Weg über die Bühnen des deutschen Vaterlandes durch eine Reihe von Jahren mit Ehren gemacht hat, und das, ein paar nicht ganz passend angebrachte, politisirende Räsonnements abgerechnet, durch seine gediegene Ausführung immer befriedigen wird. Die würdige Verfasserinn hat diesen neuerlichen Beweis der Achtung, den Bühne und Publicum ihr dargebracht, um beyde redlich verdient, und bereitwillig stimmen wir in dieses ehrenvolle Doppelzeugniß ein. Die Aufführung geschah mit einem Fleiße, wie er unserer Hofbühne würdig und der Veranlassung geziemend war. Unter den Rollen des Stückes ist die des Langers die dankbarste und, was sonst nicht immer zugleich der Fall zu seyn braucht, auch als Charakterzeichnung die gelungenste; Hr. Löwe gab sie mit jener Wahrheit, Frische und Innigkeit, durch welche er seine Zuhörer eben so unwiderstehlich als dauernd zu fesseln weiß. Er gehört unter die Darsteller, die sich eines Charakters so ganz zu bemächtigen und ihn in eine so eigenthümliche, gleichsam unwidersprechliche Gestalt zu kleiden verstehen, daß man selbst später sich denselben nicht anders denken und noch weniger anders wünschen mag. Das ist die eigentliche wahre Sehergabe des Schauspielers, und in ihr besteht vielleicht die größere Hälfte der ganzen Mimenkunst. Vortrefflich war auch Hr. Costenoble als Bilau. Die beyden Extreme des Herben, Polternden, Eckigen und des natürlich Weichen, Herzlichen und Gemüthlichen weiß er überhaupt sehr geschickt zu vereinigen, und viele seiner Rollen sind eben durch diese Vereinigung seine besten geworden. Hr. Herzfeld gab den etwas untergeordneten Charakter des Ferdinand Bilau lebendig, frisch und doch dabey mit jener Mäßigung und Selbstbeherrschung, die hier so gut steht, und durch welche er namentlich in neuerer Zeit seine besseren Erfolge gewonnen hat. Verdienstlich war Hr. Moreau als Grundmann. — Unter den weiblichen Darstellerinnen hatten wir Mad. Löwe in der kleinen Parthie der Räthinn Elmen, als die immer anmuthige und würdevolle Erscheinung zu begrüßen, die in den Conversationsstücken unserer Hofbühne so erfreulich wirkt. In den beyden Töchtern der Räthinn, Julie und Rosalie, sahen wir durch die gelungene Darstellung der Dlle. Pistor und der Mad. Anschütz jenen scharfgezeichneten Gegensatz der schüchternen und schweigsamen Sentimentalität mit der lebendigen und witzigen Geschwätzigkeit auf das überzeugendste verwirklicht. Nicht minder ausgezeichnet und natürlich auch mit jener Wirkung, die Charakteren solcher Art am wenigsten zu fehlen pflegt, auch wenn ihre Naivität bis an die letzte Grenze getrieben ward, gab Mad. Fichtner die Rolle der Bäuerinn Käthe.

(Mit Nr. 35 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Wittwe.